

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 139.

Montag, 1. Juni.

1931.

„Un alle!“ / 20000 Mark Belohnung!

Die Geschichte eines Plakates und seiner Folgen.

Von E. Tschanner.

(8. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Méribel grub die Fingernägel in die Hand und biß die Zähne in die Unterlippe, daß sie schmerzte.

Aufgepaßt, die sind auf dem Draht! Also war meine Vorsicht nicht unberechtigt und mein Plan sehr geistreich. Jetzt vor allen Dingen fort mit den Schmuckstücken! Aber wohin damit? Wohin?

Sie wandte sich um, legte die blaue Mappe auf das Bücherregal zurück, murmelte etwas von „ausgedehntem Klientenkreis“ und tagierte dabei die Einrichtungsgegenstände des Zimmers auf ihre Verwendbarkeit als unauffälliges und zuverlässiges Versteck.

Unter den Möbeln? — Und wenn man den Fußboden wischt? — Schreibtisch, Schrank? — Der Teufel kann diesen Herrn Riese verleiten, ausgerechnet heute darin herumzukramen. Heute — morgen? Weiß man denn, wann sich Gelegenheit bietet, wiederzu — Ob er heute nacht wirklich? Was mag das in der Ecke für eine Kommode sein? Oder — der Ofen? Es wird doch bei 23 Grad Wärme keinem Menschen einfallen, den Ofen zu heizen.

„Dürfte ich Sie um ein Glas Wasser bitten? — Ich hab' so fürchterlichen Durst!“

Die Möglichkeit, ihr einen Dienst leisten zu können, beglückte Siegfried und ließ ihn lebendig werden. „Möchten Sie nicht eine Tasse Kaffee mit mir trinken? Ich werde rasch welchen brühen, wenn Sie mich nur ein paar Minuten entschuldigen. Ja? Ich würde mich so freuen.“ Er war bereits an der Tür. Es war nicht dieselbe, durch die sie eingetreten waren, und Méribel folgerte, daß sie in die Wohnung seiner Wirtin führte.

Sie willigte ein. „Bitte, machen Sie sich aber keine Umstände!“, fügte sie noch hinzu, wie Frauen es meistens hinzufügen, wenn sie das Gegenteil fest erwarten.

Sekunden später hatte das ruhige Loch hinter dem Eisentürchen das graue Etui und die Tausendmarknoten, in einen Fetzen Zeitungspapier geknäult, verschluckt.

Und Méribel kehrte zu ihrem Beobachtungsposten am Fenster zurück. Durch ein Vergrößerungsglas, in der Form eines Lorgnon's gefaßt, das sie ihrer Handtasche entnahm, betrachtete sie die „Spürnase“ — hämmerte sich die charakteristischen Merkmale ihres Gesichts — die slawisch-breiten Backenknochen, die großen, lebhafte Augen, das blonde Haar, das der Hut seitlich frei ließ — ins Gedächtnis und addierte sie mit den Kennzeichen der Figur, der leichten Drehung der Hüfte, die ihr am Gange der „Grünen“ vorhin aufgefallen war.

Da näherten sich Schritte.

Siegfried balancierte ein Tablett mit zwei Tassen, Tellern und einem Schälchen Gebäck herein. „Denken Sie, das Pech, ich kann den Zucker nicht finden. Aber das schadet nichts! Ich hole frischen. Es ist ja nicht weit!“ Sprach's und verschwand.

Nur eines begriff Méribel von dem, was er sagte —, daß er fortging, daß er sie während einer, wenn

auch bemessenen und unsicheren Spanne Zeit nicht überraschen konnte.

Mit der akrobatischen Geistesfertigkeit, zu der sie geschult, sprangen ihre Gedanken, errichteten einen Plan, dessen Abenteuerlichkeit und Verwegenheit sie gereizt hätte, selbst wenn von seiner Ausführung nicht die einzige Möglichkeit, unbehindert zu entweichen, abhängig gewesen wäre.

Mit den fliegenden Fingern, ohne Einzelheiten ihres Vorhabens zu überlegen, durchstöberte sie den Kleiderschrank, zog die nächst greifbare Hose und ein Jackett heraus, knüllte ihren schleierdünnen Georgettefittel und den Seidenmantel zusammen, wickelte sie um das Fußsoll und den schmalgedrehten Filzhut, stopfte den Boden zu dem anderen in das Ofenloch, schlüpfte in den Anzug, schnallte das Beinkleid mit ihrem Wildledergürtel fest, klappte Kragen und Revers in die Höhe — fertig! Im letzten Moment riß sie einen Hut vom Nagel, warf ein paar Zeilen auf einen Zettel am Schreibtisch — los! —

Als Siegfried — Erwartung und Freude über seine bevorstehende Gastgebertätigkeit im Herzen, ein Duzend erneuter und verstärkter Vorsätze mit dem Motto: „Es muß doch etwas geschehen!“, im Sinn, und eine Pfundtüte Zucker in der Hand — zu seiner Behausung emporstürmte, rempelte ihn ein junger Mensch an, der pfeisend, die Fäuste in den Hosentaschen vergraben und immer zwei Stufen auf einmal nehmend, die Stiegen hinabsprang.

„Verdammter Kaffer!“, schrie Siegfried ihm wütend nach und blühte sich nach dem Zuckersäckchen, die aus der zu Boden geschleuderten und geplatzen Tüte ins Freie drängten.

Aber Poltern und Pfeifen waren bereits hinter der Haustür verhallt. Der „Kaffer“ rollte mit hochgezogenen Schultern an der entgegengesetzten Richtung der Konditorei entlang.

Nachdem Siegfried vor Aufregung und Eile den Trichter von Frau Kulistes Karlsbader zerbrochen, beim Abgießen einen bräunlichen See auf den blank geschauerten Fliesen hinterlassen und im Flurspiegel noch geschwind sein Haar überbürstet hatte, trug er den Kaffee ins Zimmer.

Das Zimmer war leer.

Er schloß krampfhaft die Lider, riß sie wieder auf, während er das Kinn vorstreckte, aber auch diese Variation in der Betrachtung der Dinge vermochte in der Sachlage nichts zu ändern. So tat er denn etwas, was nur seine bodenlose Enttäuschung rechtfertigen konnte, denn die Veranlassung dazu war mit dem ganzen vorherigen Verhalten seiner Besucherin absolut nicht in Einklang zu bringen — er kniete vor die Chaiselongue und sah darunter, öffnete den Schrank, lüpfte die Gardinen, und der Wunsch war der Vater des Gedankens, daß sie sich aus einem Grunde, für den er einstweilen keine Erklärung wußte, irgendwo versteckt habe.

Umsonst!

Von seiner rätselhaften Unbekannten — nicht ein-

mal ihren Namen wußte er! — war einzig und allein ein gelblicher, schwach parfümierter Handschuh zurückgeblieben, der in einer Kerbe der Sesselpolsterung über den Verlust seines Zwillings zu trauern schien. Siegfried drückte ihn ans Herz und steckte ihn dann in das innere Jackett, wo sonst seine geklaute Brieftasche beheimatet war. Auch das von ihr gekaufte Buch lag noch auf dem Tisch, aber die Papierumhüllung fehlte.

Bei einer Zigarette und vielen Tassen Kaffee, der schließlich gebraut war und getrunken werden mußte, grübelte er der Seltsamkeit seines Erlebnisses nach. Warum mochte sie gegangen sein?

Es war schwer, dieses zweite Geheimnis zu entziffern, da er ja zu der Lösung des ersten, das ihr Kommen betraf, noch nicht vorgeedrungen war.

Später fand er auf dem Schreibtisch ihren Zettel.

„Ich rufe Sie morgen an!“, stand darauf in steilen, verkümmerten Buchstaben. Nichts weiter! Keine Unterschrift! „Ich rufe Sie morgen an!“ Ein Versprechen? Eine Ausflucht? Es klang wie eine der Zusagen, die in dem Augenblick, in dem sie gegeben, schon gebrochen werden.

„Was an einem Tage so alles passieren kann!“ Siegfried schüttelte ratlos den Kopf. „Die Brieftasche weg, die Papiere weg, die Uhr weg, die Frau weg! Und bei diesem notorischen Dieb wollte man 20 000 Mark!“

Donnerwetter ja! Die 20 000 Mark! Er hatte sich doch seit heute nachmittag ein neues Lebensziel gesteckt — wie man so etwas auch nur eine halbe Stunde vergessen konnte! — hatte sich geschworen, der Schrecken aller Diebe zu werden! Und diese Diebe würden einem ja nicht ins Zimmer fallen, die mußte man notens vollens suchen gehen! Also: „Auf in den Kampf, Terror!“

Mit einer Energie, als setze er den Schlupppunkt hinter eine wichtige und große Entscheidung, drückte Siegfried seinen Zigarettenstummel in die Aschenhale. „Es muß etwas geschehen!“

Aber was? Was tut ein Mensch, der seit drei Stunden Detektiv ist und postwendend 20 000 Mark verdienen will? Womit beginnt er?

Zunächst sicherlich mit der Ausrüstung! Die Ausrüstung ist eigentlich das Wichtigste! Was ist ein Straßenjäger ohne Belen, ein Schupo ohne Tschako? Gar nichts! Dienstunfähig, aufgeschmissen! Was aber, um alle Welt, braucht ein Detektiv? Man müßte derlei in der Schule lernen! Ob das schon einen Zweck hat, zu wissen, wie lange der Peloponnesische Krieg gedauert oder wann Karl der Kahle regiert hat! Nebenbei weiß ich es sowieso nicht mehr! Praktisches, praktisches Wissen, meine Herren! Also, was braucht ein Detektiv?

In erster Linie vermutlich einen Revolver! Er muß sich ja in nächtliche Gefahren und Abenteuer, in die Hefe der Menschheit stürzen! Nur woher kriegen und nicht stehlen?

Herrjeh! Da war doch noch ein Gewehr! Von einem Großvater, der den einzig gescheiten Einfall hatte, Förster zu werden und seinem Enkel das Gewehr zu vererben!

Aus ihrem sorgsam gehüteten Gewahr in der äußersten Schrankkammer wurde die alte Knarre ans Tageslicht befördert! Es war ein längst überholtes Modell, stellenweise angerostet, auf seinen Beschauer übte es ein zauberhaftes Fluidum aus. Verbrecheratmosphäre! Wildwest-Romantik!

Und unter der Suggestion seiner verwegenen Vorstellungen stülpte er in Ermangelung einer Maske ein schwarzes Trikot über den Schädel, ergriff ganz leise, auf den Zehenspitzen schleichend, das Gewehr, hob es ans Kinn, kniff ein Auge zu und zielte auf den Riegel unter der Türklinke.

In diesem Moment wurde die Tür geöffnet.

„Herr Riese, Sie haben ja meine Karls —“ Frau Kuliske, die — eine Personifizierung des Strafgerichts — den rechten Flügelabschnitt verdunkelte, prallte mit einem Aufschrei zurück, der jeglicher Behauptung

von einer Artikulation der menschlichen Sprache spottete.

„Hi—ilse, Einbrecher, Hiiiiilse!“ Mit unfasslicher Schnelligkeit verwehte auch der letzte Zipfel ihres volantseligen Glodenrodes. Dann hörte man nebenan ein Fenster aufreißen. —

Siegfried begriff. Jetzt alarmierte sie die gesamte Nachbarschaft! Mit zwei Sähen war er bei ihr. Hatte gerade noch die Geistesgegenwart, den abschreckenden Stalp herunterzuziehen.

„Frau Kuliske, schreien Sie doch nicht! Ich bin's ja!“

Frau Kuliske mußte sich erst „sammeln“, das heißt, ihre entsetzten, starren Pupillen schrumpfen zu normaler Größe, ihr Mund klappte zu, das Doppellinn und das gefaltete Tülljabot auf der Brust zitterten in abflauender Erregung. Zu sprechen war sie einstweilen noch außerstande.

Diese knappe, aber zuverlässige Frist hätte Siegfried klugerweise benützen sollen, das Weite zu gewinnen, leider versäumte er sie. Und da schäumten auch schon die Wogen eines Sturzbaches über ihn hin.

„Was — Sie? Sie waren das, Herr Riese? Na nu schlägt's vielleicht dreizehn! Erst haben Sie meinen Kaffeetrichter zerteppert und meine Küche besudelt — jawohl, reden Sie nicht rein! — und dann jagen Sie einem so'n Schred ein!“ Ihre Stimme war hoch und schrill, Frau Kuliske konnte nichts dafür, daß sie nicht schön war. Sie gemahnte Siegfried an gackerndes Federvieh. „Das hätte mein Tod sein können! (Gagaga-gagaga-gagaga!) Wo mir der Arzt ausdrücklich jede Aufregung verboten hat! Ja, sind Sie denn verrückt geworden? Wozu brauchen Sie denn das Gewehr? Reinein, neiein, nein, nein, das geht nicht so weiter! Zum Ersten ziehen Sie, verstanden! Ich hab' mein Zimmer an einen besseren, berufstätigen Herrn vermietet und nicht an einen —“

„Wer hat Ihnen denn was getan, Frau Kuliske? Warum regen Sie sich denn so auf? Ärger macht häßlich!“ Heinz Hübner, dessen Klopfen im Redeschwall Frau Kuliskes erstickt war, pflanzte einen riesigen, mitgebrachten Pappkarton auf den nächsten Stuhl und unterbrach den temperamentvollen Monolog, bemüht, seinen Worten den kindlichen Ton zu verleihen, in dem man weinende Babys zu fragen pflegt: „Wo hat denn „Tihl“ sein Wehwehchen?“ Diese Eingebung entsprang einer gewissen Kenntnis weiblichen Gemütslebens.

Und Frau Kuliske reagierte prompt in derselben Weise, in der es besagter „Tihl“ getan haben würde: Sie quittierte das dargebotene Mitleid dankend mit einer Flut von Tränen.

(Fortsetzung folgt.)

Sehnsucht.

Und eine Sehnsucht faßte mich an,
Den alten, lieben Weg zu gehen —
Das weiße Haus einmal zu sehen —
Das blumenumrankte Gartentor —
Das Fenster — den Blütenbaum davor —
Ob in seinen Zweigen ein Vöglein sang,
So süß wie einst — und doch so bang —
Und das Fenster weit geöffnet stand,
Aus dem mir winkte die weiße Hand ...

Ich ging den Weg — den alten, lieben —
Ach, wäre ich ihm fern geblieben! —
Dell leuchtend im Sonnenglanze lag
Das weiße Haus in dem Frühlingstag.
Umrankt mit Blumen der Gartenzaun —
Und ein Vöglein sang im Blütenbaum ...
Doch das Fenster geschlossen — verlassen und leer —
Keine Hand „willkommen“ mir winkte mehr ...

Da wandte zurück ich den müden Schritt —
Die Sehnsucht ging leise schluchzend mit ...

Anna Sol.

Mit dem Fallschirm aus 4400 Meter.

Wie einem in dieser Höhe zumute ist. — Starke Wirbelbildung beim Absprung. — 20 Kilometer weit geschwebt.

Von Lola Schröder-Boréscou (Chemnitz).

Höhenabsprünge mit dem Fallschirm habe ich nun schon verschiedene ausgeführt. Ich mache das nicht aus Sensationslust, sondern aus wirklichem Interesse, nachdem ich infolge meiner langjährigen Tätigkeit in der Fliegerei mit dem Fallschirm besonders gut vertraut bin. Bereits im Herbst 1929 bin ich mit meinem automatischen Heineckschirm aus 2600 Meter abgesprungen und hatte damit die Welthöchstleistung für Frauen bekommen. Seit ich selbst fliegen kann, habe ich eine Anzahl Höhenflüge ausgeführt und feststellen müssen, daß ich mich auch in noch höheren Lagen körperlich durchaus wohlbefinde.

In planmäßiger Steigerung meiner Leistung hatte ich mir bereits seit etwa Jahresfrist vorgenommen, zunächst aus etwa 4000 Meter abzuspringen. Ungünstige Witterung im vergangenen Jahr, Flugzeugfrage usw. ließen mich erst jetzt meinen Entschluß ausführen. Vorgelesen war für den Absprung mein eigenes Flugzeug, BFW. M. 23 D. 1571, das mit Höhenaseinrichtung versehen ist und besonders gut steigt. Schnelles Steigen war immerhin eine wesentliche Erleichterung für mich, weil dadurch der unbequeme Aufenthalt im Flugzeug mit dem Fallschirmsack auf dem Rücken und die Einwirkung der gewaltigen Temperaturunterschiede verkürzt wurden. Wie schon so mandmal in meiner Fliegerei hatte ich auch diesmal wieder Bedenken: Mein Flugzeug wurde am Vorabend bei einer Probe zu einem Wettbewerb von einem Piloten, dem ich es geliehen hatte, etwas unsanft hingeworfen, so daß es auf einige Tage außer Betrieb ist. Da der Absprung als Einleitung zum Programm eines Großfluges in Leipzig-Möckau vorgesehen war, stellte die Sächsische Fliegerschule ein Ersatzflugzeug vom Typ Klemm, mit dem die vorgesehene Höhe erreicht werden konnte. Höhenabsprünge zu vorher festgesetzter Zeit sind allerdings stets ein Risiko infolge der Wetterunsicherheit. Trotzdem hatte ich meine früheren Höhenabsprünge zur festgesetzten Zeit ausführen können. Und diesmal war das Wetter noch günstiger, da wir in der Höhe von 4000 Metern erst die untere lockere Grenze der Wolken erreicht hatten.

Wir hatten den Absprung sorgfältig vorbereitet, denn ganz ohne meteorologische Beratung konnten wir nicht auskommen. Wir bekamen bereits am Vorabend und am Tage der Veranstaltung selbst eine Höhenwindmessung, aber, oh Tüde des Schicksals, infolge Gewitterneigung war uns bereits angelündigt worden, daß die vorausgesagten Windrichtungen sich sehr rasch ändern könnten. Immerhin wußten wir mit Sicherheit, daß wir in der vorgegebenen Höhe keine wesentlichen Kältegrade zu erwarten hatten, und eine Windrichtung, die im großen und ganzen insofern günstig war, als sie mich von der Großstadt mit ihren vielen Gefahrenpunkten für den Fallschirmspringer wegstreben mußte. Weiter wußten wir, daß der Wind in Bodennähe, bei etwa 1000 Meter bereits eine Stundengeschwindigkeit von 20 Kilometern aufwies, die nach der Höhe gewaltig zunahm. Für 4000 Meter war die ansehnliche Stundengeschwindigkeit von 40 bis 50 Kilometer gemeldet.

Die Wetterlage war also nicht sonderlich günstig, aber auch nicht gerade schlecht. Um 14.37 Uhr startete ich mit dem bewährten Chefpiloten Paul Rothe, der mich schon häufig zu Absprünge geflogen hat, und der eine ausgezeichnete „Nase für den Wind“ besitzt. Wäre er dieser allein gefolgt und nicht vorwiegend der Wetterberatung, würde die Landung noch besser geworden sein, als sie es schon so war. Ich war warm angezogen, Lederhose und Überschuhe. Das war vielleicht die größte Qual: Bei der drückenden, schwülen Hitze am Boden diese dicke Überkleidung tragen zu müssen. Dabei dauerten die Vorbereitungen länger als sonst. Lange mußten wir suchen, bis wir eine geeignete Haltevorrichtung zum Anbinden der Leine fanden. Dann noch eine kurze Besprechung mit dem Flugzeugführer: In 2000 und in 4000 Meter wollte er zweimal über dem Platz kreisen, um den Zuschauern die erreichte Höhe genau anzuzeigen. Das war auch für mich praktisch, denn mein Höhenmesser funktionierte von 600 Meter an nicht mehr. Gleichmäßig schraubte sich die Maschine hoch, verhältnismäßig schnell. Die Sicht war herrlich, man hat uns vom Boden aus genau beobachten können, bis zum Absprung selbst. Je höher wir kamen, desto kühler wurde es. Immer kälter schlug mir die Luft ins Gesicht, ich fühlte ein Brennen, wie im Winter bei starker Kälte, obgleich wir oben nur etwa 5 Grad minus hatten. Diese starke Kälteempfindung rührte offenbar von der starken Temperaturdifferenz gegen den Erdboden her. Je weiter es hochging, desto stärker wurde der Wind. Langsamer und langsamer

fletterte die Maschine. Ich war voller Spannung: Wie wird die Höhenluft sich auf meinen Körper beim Herausklettern auswirken? Sonst bin ich nur geflogen, hatte also keine wesentliche körperliche Arbeit zu leisten, während das Heraussteigen aus der Maschine bei schnellen Flugzeugen schon in geringer Höhe eine Anstrengung bedeutet.

Immer näher kommt der Augenblick, 4000 und mehr sind wir sicher. Noch keinerlei Ermüdung und Beschwerden. Jetzt fliegt Rothe „an“, gleich muß er mir das Zeichen geben. Spannung liegt auch auf seinem Gesicht. Mehrmals versuchte er den Wind zu prüfen, indem er die Maschine seitwärts schieben ließ. Angestrengt spannte der Pilot vom hinteren Führer über die breite Tragfläche nach unten. Da drohte er, trotz der gewaltigen Höhe, was für ihn fliegerisch besonders schwer war, weil die Maschine in der dünneren Höhenluft bei verringerter Geschwindigkeit sofort anfang zu „schwimmen“.

Wir sind etwas über Mahren hinaus, einem westlichen Vorort Leipzigs. Jetzt ein Zumindest mit dem Kopf. Heraus aus dem Sitz binnen drei bis vier Sekunden. Dann sitze ich noch einige Zeit auf der Tragfläche. Diese ist leider so breit, daß ich auf ihrem vorderen Teil sitzen muß, um mich festhalten zu können, während ich sonst beim „Flamingo“ meine Beine herunterbaumeln lasse, was angenehmer ist, weil ich selbst mit beobachten kann. Noch ein Nicken Roths. Ich springe weg, und im gleichen Augenblick rückt ihm die Maschine ab. Er muß Bollaas geben, so daß ich noch einen unerhörten Ruck in die Aufziehleine bekomme.

Nun zähle ich, weil ich ganz genau wissen wollte, wie lange es dauern würde, bis mein Schirm aufging. Langsam zählte ich Sekundenlängen, von eins bis sieben kam ich. Dann guckte ich nach oben, es dauerte mir mit dem Aufgehen zu lange. Da waren die Leinen noch zusammen und saßen in Schlangenform hinter mir her, der Schirm ungeöffnet. Wegen dieser Verzögerung hatte ich aber nicht die geringste Sorge, denn ich wußte, daß ich mich auf meinen Heineckschirm verlassen konnte, und obendrein war bei dieser Höhe noch genug Zeit. Nach meiner Schätzung bin ich etwa 300 Meter durchgefallen. Von unten will man beobachtet haben, daß es mehr gewesen sei. Dann ging der Schirm auf. Der Ruck war gewaltig, eben weil ich solange gefallen war. Trotz der guten federnden Wirkung der diagonal geschnittenen Stoffbahnen und der abschwächenden Wirkung der sinnvoll angeordneten Oberseile und Leinbäume erhielt mein Körper einen starken Stoß. Und nun kam das Kurioseste an dem ganzen Sprung: Durch verschiedenartige Windströmungen in den Schichten, die ich mit geschlossenem Schirm durchsaufte, so hat mir das der Meteorologe hinterher erklärt, wurden die Leinen nach links herum zusammengedreht, so wie es Kinder im Übermut manchmal mit Schaufelstriden tun. Nun hielt dieses Zusammendrehen bei geöffnetem Schirm noch kurze Zeit an.

Dann drehten sich die Leinen wieder auf, nach rechts herum, und auch ich wurde in dieser Richtung, verteuft schnell, wie ein Kreisel herumgewirbelt. Arme und Beine wurden mir nach auswärts geschleudert, offenbar eine Wirkung der Zentrifugalkraft. Es war mir einige Sekunden lang nicht möglich, Arme und Beine zusammenzunehmen. Ich hatte nur das Bedürfnis, mich irgendwie festzuhalten. Der Wirbelsinn war so toll, daß ich fürchte, mein Magen würde zu streiken anfangen. Ich ergriff wenigstens eines der Karabinerseile, um mir einen Halt vorzutäuschen, denn viel Zweck hatte das nicht, hing ich doch in der Luft.

Bis etwa 3000 Meter herab pendelte mein Schirm gewaltig hin und her. Zeitweise habe ich infolge des außerordentlich starken, stoßartigen Windes fast wagerecht in der Luft gelegen. Das beobachteten auch die Zuschauer. Dann wurde die Luft ruhiger, nur wenn ich über einen Bachlauf, eine kleine Senke oder eine Ortschaft kam, setzte sofort die Böenwirkung wieder ein, teilweise senkrecht auf und nieder, teilweise auch seitwärts. Das Flattern der Stoffränder meines Schirmes, wohl eine Folge meines geringen Gewichtes von 50 Kilogramm, das Surren des Propellers des mich fortwährend umkreisenden Flugzeuges, waren die einzigen Geräusche, die mich in der großen Höhe umgaben.

Die ersten 1000 Meter meines Gleitens hatte ich grobe Ablenkung durch die geschilderten Beobachtungen. Von etwa 3000 Meter an interessierte mich die Orientierung wieder. Die ganze Stadt Leipzig lag klar im Sonnenschein hinter meiner Fallrichtung. Jedesmal bei einer Drehung bekam ich sie zu Gesicht. Nun trieb ich anfangs nach Südwest zu, dann

wieder wendete der Wind und trieb mich nach Wostau zu. Ich freute mich, bis nach dem Flugplatz zu kommen. Da drehte der Wind wieder und trieb mich, als reiner Südwind, schnurgerade an der Eisenbahn Leipzig-Delitzsch-Berlin entlang, zwischen Landstraße und Bahn. Bereits in 500 Meter Höhe konnte ich meinen Landeplatz in dem nunmehr gleichmäßig gerichteten Wind sicher schätzen. Nicht vor Delitzsch kam ich glatt zwischen Straße und Eisenbahn am Rande eines Saatkfeldes auf.

Während des Schwebens hatte mich doch eine große Müdigkeit überfallen. Obrendruck und dergleichen blieben mir aber vollkommen erspart. So frisch ich noch beim Aussteigen aus dem Flugzeug war, so war ich jetzt so müde, daß ich mir trampfhaft überlegte: Läßt du dich hinfallen oder springst du auf? Mit Aufbietung meiner ganzen Willenskraft gelang mir das Aufspringen, so daß ich keinen allzu harten Aufprall bekam und den Schirm einziehen konnte.

Hilfe war sofort zur Stelle. Eine Minute später war die Flugpolizei da, die aber sofort wieder abrücken konnte, weil alles glatt verlaufen war. Ein Berliner Privatflugzeug brachte mich zum Flugplatz zurück. Hier wurde mir die freudige Überraschung: Wir hatten nicht nur die vorgegebene Höhe von 4000 Meter erreicht, sondern sogar, wie der behördlich plombierte Barograph auswies, 4400 Meter Gesamthöhe. Deutlich zeigte die Linie auch den steilen Abfall des Flugzeugs nach meinem Wegsprung. Mein Schirm trug mich 20 Kilometer weit in 18 Minuten.

Bald war mein starkes Müdigkeitsgefühl wieder wie weggewischt. Ich war übermütig und lustig, sonderbar berührt nur von dem Gedanken, daß ich kurz vorher noch in Höhe der Alpenriesen war. Als ich aber abends beim Mitteldeutschen Rundfunk eine kleine Unterhaltung am Mikrophon mitmachen mußte, war ich dann so müde, daß ich kaum noch sprechen konnte. Irgend welche schädliche Folgen hat der Abprall für mich nicht gehabt, so daß ich hoffe, einen weiteren Höhenabprall bald anknüpfen zu können.

Im Vestibül.

Von Elise Kabe.

Ein junges Mädchen, Arbeiterin in einer Druckerei, erscheint in der Halle des eleganten Hotels, um für den Herrn in den Zimmern 10 bis 12 eine Korrektur zur Durchsicht vorzulegen. Sie ist beauftragt, zu warten. Man läßt sie im Vestibül Platz nehmen. Sie setzt sich in einen der weichen Sessel und wartet länger als eine Stunde. Vielleicht brachte sie einem großen Dichter die Vögel seines neuen Gedichtbandes, und er ist in letzter Stunde mit dem Rhythmus seiner Verse nicht zufrieden? Ein Nachfahre Heines, der seine Strophen in den Korrekturfahnen umdichtet und Zeit und Welt darüber vergißt?

Es ist am frühen Nachmittag. Außer dem jungen Mädchen halten sich nur noch zwei Personen längere Zeit in der Halle auf. Alle anderen sind mehr oder weniger eilige Passanten, die schweigend oder nach halbblauem Wortwechsel mit dem Portier weitergehen.

Die beiden gleichfalls Wartenden sind eine distinguierte Dame im Schatten der Palmenende, die das blass, leicht erschlafene Gesicht in einen hochgestellten Weißfuchs senkt, und ein gepudelter Jüngling mit blanken Augen und ästhetisch gerichteter Linie, der im Licht des buntgeschliffenen Fensters seine Lackspitzen betrachtet.

Die Dame verfolgt mit wachamen Augen jeden Passanten, der das Hotel verläßt, als fürchte sie, es könne ihr jemand entweichen; der Jüngling hat für seine Umgebung kein Interesse; er betrachtet lediglich seine Stiefelspitzen oder das Muster des Teppichs. Ein paar Boys stehen an den Pfeilern und warten auf Befehle.

Plötzlich wird ein eigenartiges Geräusch vernehmbar. Die Knaben stoßen einander an. Sie machen den Portier auf das junge Mädchen aufmerksam, das eingeschlafen ist und laut schnarcht. Ein feder kleiner Bursche stolziert mit verhaltenem Lachreiz an der Schlafenden vorbei und räuspert sich so vernehmlich, daß sie aufwacht und den zur Seite gefallenen Kopf erschreckt hochreißt. Sie bemerkt, daß es in den Mundwinkel des Boys verätherisch zuft und erdröht bis unter die Haardrüse. Die ferner stehenden Knaben lichern. Das junge Mädchen kämpft sichtbar mit den Tränen.

Der ästhetische junge Herr hat die Schnarchende anfangs entsetzt angestarrt und sich dann angewidert zum Fenster gewandt, das er nervös mit den lang manikürten Fingernägeln betrommelt.

Die Dame mit dem Weißfuchs aber hat mit wachsendem Interesse die Szene zwischen dem verlegenen Mädchen und den Boys verfolgt, die gedankenlos ihresgleichen verachten und nur die Komik in der Situation der Arbeiterin bemerken, die seit 7 Uhr morgens Blatt für Blatt in die furende Maschine legte

und in der ungewohnten Ruhe des Wartens den weichen Polstern des Luxushotels erlag. Hätte man sie nicht versehentlich in das Vestibül für die Gäste gewiesen, sondern im Botenzimmer warten lassen, so wäre ihr Schlaf respektiert worden.

Die stille Beobachterin hat aufgehört, auf die Personen zu achten. Sie lugt teilnahmsvoll zu dem Mädchen hinüber. Vielleicht gehört auch sie zu denen, die man warten läßt, so daß sie empfänglich wurde für das Leid der anderen. Diskret veranlaßt sie einen Boy, der jungen Arbeiterin einen Koffa mit Kuchen zu servieren. Sie bezahlt und läßt den Kopf traurig in den Weißfuchs sinken. Scheinbar nimmt sie fremdes Leid zu eigenem an oder läßt ihre größere Tragik in der kleinen eines anderen Menschen sich verlieren.

Die Arbeiterin fährt erschreckt zusammen, da ihr der Boy den Kaffee bringt. Sie nippt verwirrt an der winzigen Tasse und kann aus Angst vor den indiskreten Blicken der Knaben Kuchenbrot und Kuchen nicht berühren.

Mit plötzlicher Entschlußkraft steht sie auf, läßt den weichen Sessel, Koffa und Kuchen auf silbernem Tablett im Stich und wendet sich an den Portier. Ob man sie vergessen habe? Sie bittet, den Herrn auf Zimmer 10 bis 12 zu erinnern, daß sie die Korrektur seiner Aktien erwarte.

Da erscheint auch endlich ein großer, dicker Herr mit einem Bündel Papiere, die er auf den Tisch des Portiers wirft. Er betrachtet mißbilligend die Arbeiterin und schimpft über die mißbare Korrektur. Die Fehler habe er bereits telephonisch angegeben, binnen zwei Stunden verlange er neue Abzüge. Die Kleine rafft hastig die Papiere zusammen und will sich fluchtartig entfernen. Der dicke Herr ruft sie zurück und gibt ihr unter gutartigem Brummen ein Trinkgeld.

Danach wendet er sich selbstzufrieden um und entdeckt die Dame mit dem Weißfuchs, die sich ihm in den Weg gestellt hat. Er lacht breit auf und begrüßt sie mit einem Schulterklopf: „Ach richtig! Na, dann komm nur raus! Wie du siehst, war ich beschäftigt.“

Der Jüngling blidt den beiden nach und bemerkt, daß die im Palmendunkel so distinguierte Dame nicht nur ein schlecht sitzendes Kostüm, sondern auch einen etwas angestaubten Weißfuchs trägt. Er zieht die Mundwinkel herab und dokumentiert damit seine Menschenverachtung.

Dann betrachtet er wieder seine Lackspitzen und wartet, bis die Gäste zum Frühstück erscheinen.

Sarkasmus des Auslandes über die Frau.

Weibliche englische Parlamentsmitglieder, die für den kurzen Rod eintreten, nennen den langen Rod eine Wolke am weiblichen Horizont. — Eine Wolke vielleicht, aber eine, durch welche die Sonne scheinen kann. (Arkansas Gazette.)

Derjenige Mann, der immer behauptet, daß der einzige richtige Platz für die Frau ihr Heim sei, findet gewöhnlich die meiste Zustimmung im Klub. (Detroit News.)

Weil er zu Hause die zweite Geige spielt, macht einen Mann noch lange nicht zu einem Musiker. (The Pathfinder.)

Eine jede corpulente Frau hätte der Abrüstungskommission sagen können, daß Reduzierungsmittel meistens zwecklos sind. (Washington Post.)

Die Höhe von Gehässigkeit erreichte eine Dame, die ihrer Freundin sagte, sie sähe ihrem Paskbild ähnlich. (The Humorist.)

Ein Leser fragt: „Wie viele Tiere werden jedes Jahr hingemordet, um die Frauenwelt mit Seal-, Fuchs-, Skunks- und anderen wertvollen Fellen zu versorgen.“ — „Ungefähr eine Million Kaninchen und Raben scheint uns die richtige Antwort zu sein.“ (The Passing Show.)

Ein Schriftsteller behauptet, daß Gartenbeschäftigung den Mann von zweifelhaften Vergnügen abhält. — Wie war es eigentlich mit Adam? (Passing Show, London.)

Ein englischer Prediger sagt einen Kampf der Geschlechter voraus. — Wir wußten gar nicht, daß der letzte schon vorbei ist. (Palm Beach Post.)

Paris erklärt, daß in diesem Sommer Tupsen auf Badekostümen die Mode sein werden. — Mehr als ein Tupsen wird wohl nicht darauf geben. (Boston Herald.)

Eine jede Frau kann ein Geheimnis bewahren, bis sie einer anderen Frau begegnet. (Florida Times Union.)